



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Numer 43/251 Anzeigenpreis: Die einspalt. Wiltmeterzeile 5 J., Reklamezeile 15 J. Mittensieig, Sonntag, den 28. Oktober 1934 Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig Bezugspreis im Monat 50 Pfennig 1934

Sonntagsgedanken

Herbstgedanken

Die Blätter sind gefallen. Eine unnütze Ware scheinen sie geworden. Der Wind treibt sein tolles Spiel mit ihnen. Kahl stehen die Bäume. Es ist, als streckten sie in Scham und Trauer ihre entblößten Arme flehend gen Himmel. Sind sie nicht ein Sinnbild der vielen, denen jühes Schicksal alle Hoffnungen gestohlen hat? Wie ein Reif lagert über ihrem Gemüt das Bangen um Morgen. Verwirrt und bekümmert stehen sie in der Erinnerung an die strahlenden Bilder, die sie sich einst vom Leben erdachten. Welt und unnützlich sind diese Bilder geworden, die einst Verheißung des Kommenden schienen. Welt und unnützlich wie die Blätter des Herbstes!

Aber die Bäume sind nicht tot. Sie rücken zu einem neuen, schmuckprangenden Gang. Die kahlen, hilflos stehenden Äste werden wieder ihr Kleid empfangen, wenn die Sonne aus ihrem winterlichen Gefängnis emporklettert zum nächsten leuchtenden Siegeszug. Was hieren wir trauernd in die Blätterdürre verwelkter Hoffnungen? Als könnte Gott uns nicht Erfüllung schenken, wenn wir es nicht bedachten! Oder rechnen wir so wenig mit seinem Regiment, daß wir ihm das nicht zutrauen? Aber wenn nun doch der Helfer verzicht? Wenn das Grau der Tage bleibt? Können wir wirklich so reden, nachdem Christus dieser Welt geschenkt worden ist? Sein Kommen und Gehen ist nicht ein Ereignis der Geschichte, wie jedes andere auch, vergänglich, vergessen. Sondern seitdem ist ein Feuer angezündet auf Erden, ein Licht ist da, in dessen Schein ein jedes treten darf. Hier wird den Sorgenden der Ausblick in die Zukunft licht. Und die Wagnenden, denen noch keine Enttäuschungen die Tatkräft lähmen konnte, empfangen hier das rechte Augenmaß für das, was wirklich groß genannt zu werden verdient in ihrem Leben.

Lassen wir darum die trüben Herbstgedanken fahren! Das Zeichen einer ewigen Hoffnung ist unter uns aufgerichtet. Unsere Sache ist es, zu ihm zu stehen, selber hoffnung- und lichtspendende Menschen zu werden. Und ist das nicht ein gewaltiger Auftrag? Selig, die ihn erfüllen!

S. E.

Die stille Stunde

Wir gehen alle zu wenig in die Stille. Ernst Zahn.

Ehe du andern gehörst, gehöre dir selbst auch — dir selbst eine Viertelstunde des Morgens, eine Viertelstunde des Abends; gehöre dir selbst, ehe du deinem Geschäft, deinem Haushalt, deiner Politik, deinem Berufe, diesem ganzen zerstreuten Leben zugehörst. Und da frage dich: Was hast du aus dir gemacht, und was ist aus deinem Leben geworden?

o. Dyrander.

Hauptsächlich aus der inneren Leerheit entspringt die Sucht nach Gesellschaft, Zerstreuung, Vergnügen und Luxus jeder Art, welche viele zur Verschwendung und dann zum Elend führt. Schopenhauer.

Willst Du Dein Herz mir schenken?

Roman von Georg Hartwig

14. Fortsetzung

„Meine Tochter“, sagte sie mit sichtlichem Erröten, Harada die Hand hinstreckend, „hat gewählt. Ich kann, vorbehaltlich der Einwilligung meines Schwagers, Haradas Wortmund, nur wünschen, daß diese Wahl sowohl das Glück meiner Tochter als auch Ihr eigenes bedeutet, Herr Graf.“

„Gestatten Sie, gnädigste Frau, daß ich Sie herzlich bitte, ein wenig von Ihrer Liebe zu Harada auch auf meine Person zu übertragen.“

„Die große Überraschung —“ begann die Rätin, mehr zu ihrer Tochter gewandt als zu ihm.

„Er nickte lächelnd. „Es kam für uns selbst überraschend schnell. Wir müssen uns beide noch immer an die schöne Gewißheit gewöhnen, einander fürs Leben anzugehören.“

„Bis dahin hatte er über die Hand der Rätin geneigt gestanden, jetzt, nun er diese freigab, um Harada an sich zu ziehen, richtete er sich auf. Im nämlichen Augenblick fiel

sein Blick auf die lebensgroße Photographie Müllbrichs, die von ihrem Plage über dem Sofa aus das ganze Zimmer zu beherrschender Majestät aus der Umrahmung heraustrat. Die natürliche Blässe seiner Züge verschärfte sich. Aber allezeit Meister über sich selbst legte er, wie um deutlich zu sehen, die Hand schützend vor die Augen. „Wer —“

„Mein verstorbener Mann“, erklärte die Rätin.

„Brantowan ließ die Hand sinken. Im Arm spürte er eine bleierne Schwere.“

„Er verunglückte auf der Jagd.“

Harada, durch die verlegene Gezwungenheit ihrer Mutter den herzlichen Worten des Grafen gegenüber unruhig und mißgestimmt, wandte sich mit merkwürdiger Betonung ihrer Unzufriedenheit an ihre Mutter. „Wo steckt denn eigentlich Vista? Immer, wenn man sie haben will, ist sie nicht da.“

„Ich werde sie rufen.“ Die Rätin ging zur Speisekammer: „Vista — komm!“ Vista trat ins Zimmer, verschämter Neugier voll und mit zögernden Schritten auf die Rätin zu, deren Blick in Liebe aufleuchtete.

„Meine jüngste Tochter“, sagte sie, ihr die zerfalterten Stirnlocken zurücktreibend, „Vista Müllbrich!“

„Warum kommst du nicht herein und sagst deinem Schwager guten Tag?“ Haradas Stimme klang gereizt. Sie merkte, daß Brantowan sich hier nicht wohlbehaftet, sich nicht frei in diesem Kreise fühlte. Das erfüllte sie mit Scham und Groll.

Der Graf war längst wieder Herr der Situation, als er seine Hand ausstreckte. „Auf gute Schwägerchaft! Nicht wahr?“

„Das Essen ist aufgetragen“, flüsterte Vista ihrer Mutter zu. „Wenn du so gut sein willst — es ist alles fertig.“ Ihre sonst so lachenden Augen überflogen das Antlitz des neuen Schwagers nochmals mit scharfer Hast, bevor sie an Frau Müllbrichs Seite dem voranschreitenden Paar folgte.

Vista, jedes Winkes gewärtig, brachte keinen ihrer lustigen Einfälle zum Vorschein. Ganz verächtlich sah sie vor ihrem Teller und horchte auf die Unterhaltung, die der Graf mit anerkannter Gewandtheit in stetigem Fluß hielt.

Die Rätin verbar ihr schweres Herz nach Kräften, aber das konnte sie nicht hindern, daß über diese Tafelrunde etwas wie mit dunkeln Flügeln hinstrich, drückende Schwellen sich darüber hindreite. Endlich kam der Augenblick des Aufstehens und mit ihm ein Gefühl der Erleichterung für alle.

Finsteren Blickes, von dem Wunsche befeelt, das unerquidliche Beisammensein auszugleichen, ging Harada an Mutter und Schwester vorüber ins Wohnzimmer zurück.

„Komm!“ sagte sie, Brantowans Arm nehmend. „Jetzt führe ich dich in mein Reich.“

Durch das geräumige Gemach schritten sie Arm in Arm lautlos über den weichen Teppich.

„Ich habe das Gefühl“, sagte er, gegen seinen Willen gezwungen, durch die offengebliebene Tür das Sofa mit seinen Blicken zu streifen, „als seien männliche Gäste in diesen Räumen ein Ausnahmefall.“

„Sehr richtig!“ lächelte Harada, froh, ihn und sich selbst aus der lähmenden Tischrunde in diese Einsamkeit gerettet zu haben. „Außer meinem Onkel ist in letzter Zeit nur noch ein männliches Wesen hier aufgetaucht, ein Herr von Warnulf.“

„Was ist —?“

„Ich glaubte auf etwas zu treten.“ Brantowan bückte sich und strich juckend mit der Hand über den Teppich. „Aber es ist nichts.“ Er richtete sich auf und legte ihren Arm von neuem in den seinen. „Wohnt er hier in Berlin, dieser Herr v. Warnulf?“

„Nein. Jemandwo da in der Nähe des Städtchens, wo mein Stiefvater Amtsgerichtsrat war.“

„Nun will ich dir eine Schwäche von mir verraten“, sagte er, die dunkle Haarwelle auf seiner Stirn, die beim Wüden herabgeglitten war, zurücktreibend, „aber lache mich nicht aus, wenn du sie auch drollig und abergläubisch findest.“

„Gewiß nicht.“ Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Wenn alle Menschen Schwächen haben, warum du nicht diese eine?“

Es war ihm unmöglich, die festere Spannung um ihr Handgelenk, zu der ihn ein Kernenzucken nötigte, zu vermeiden. „Ich kann nicht von Toten und vom Tode sprechen hören ohne widerstrebendes Empfinden. So ungefähr“, fügte er scherzend hinzu, „wie andere keine Mäuse und Spinnen vertragen können. Und dann“, seine Stimme

nahm die verführerische Weiche an, die Haradas Leidenschaft stets von neuem entzesselte, „ist es ja an sich auch viel schöner, vom Leben und den Lebenden zu sprechen, von all dem Glück, das im Leben verborgen liegt, und von all dem Glück, das die Lebenden einander geben können. Wir beide zum Beispiel — du mir, ich dir.“

Sein Arm umschlang ihre Schultern, und ihre Lippen suchten die seinen. „Ich werde es nicht vergessen.“

„Weißt du, mein Schatz“, sagte Brantowan, dem Wohnzimmer wieder zuschreitend, „ich glaube, ich ziehe mich jetzt zurück. Die Deinen sind gewiß an die Zehnrunder gewöhnt. Wenn ich zu der Zeit nicht töre, möchte ich diese letzten Wochen Fühlung mit meinen alten Bekannten behalten — und ein Stoß Einladungen liegt bei mir aufgestapelt.“

Harada biß sich auf die Lippen. Natürlich, wie sollte sich ein Mann wie Brantowan in dieser dürftigen und schlechtlautigen Häuslichkeit wohl fühlen! Drängte es doch sie selbst mit allen Fibern hinaus in die weite und weitende Ferne. „Wie du willst“, sagte sie lächelnd, trotz des Verdrußes im Innersten froh, ähnlicher Abendzusammenkünfte entgehen zu sein.

„Ich darf hoffen, wenn die Verlobungsanzeigen gedruckt sind, einige Besuche mit dir machen zu können.“

Sie dachte an Anne von Grotzfuß und deren Ueberwachung, an all die stannenden und neugierigen Gesichter, zwischen die sie nun gleichberechtigt und mit stolzerem Namen trat, und errödete vor Befriedigung. „Gern! Sehr gern!“

Er küßte ihre Hand. „Dann will ich mich von deiner Mutter verabschieden.“

Als die Plüschtür hinter ihm zusiel, ging Harada ins Wohnzimmer zurück. Ein ausgesprochen Kniebeißer Zug prägte sich um Mund und Nase aus, als sie vor der Rätin am Tisch stehen blieb.

„Ihr habt mir den ersten schönen Abend jämmerlich verdorben“, sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme. „Empfindlicher hättet ihr mich nicht kränken können.“

„Verzeih“, sagte die Rätin nicht ohne Selbstanklage, „aber es lag auf mir wie ein Alp.“

Harada preßte die Lippen zusammen. „Ein reizender Verlobungsabend! Statt daß ihr Vello ins Haus gezogen habt, habt ihr ihm die Luft benommen, sich des Abends hier wieder einzufinden. Es gehört sein großzügiges Wesen dazu, diesen Empfang zu verwinden, der an Unfreundlichkeit das Allerhöchste geleistet hat. Seine Besuche wird er, um nicht weiter lästig zu fallen, von nun an auf die Vormittagstunden legen.“

Sie wandte sich um und ging ohne Gruß aus dem Zimmer.

Da legte die Rätin, ihrer nicht mehr mächtig, die Hand vor die Augen und weinte hilflos, bitterlich.

Einige Zeit später wurden die Einladungen zur Trauung und zum Hochzeitsmahl verfaßt.

Zu näherer Besprechung erschien Herr Kniebel bei der Rätin, die, da Sebaldus diese Kosten aus seiner Tasche bezahlte, nur zuzuhören und zuzustimmen hatte. Sie kannte von den Klubfreunden ihres Schwiegerjöhnes keinen einzigen, von dem Kniebelschen Bekanntschaft nur sehr wenige. Und wieder ward ihre Brust belastet von dem Gefühl, am Hochzeitsfest der Tochter eine Fremde unter Fremden zu sein.

Mehr als einmal flüsterte Vista, ganz gegen ihre Natur bedrückt: „Ich freue mich gar nicht mehr auf die Hochzeit, Mutterchen. Was soll ich eigentlich da? Ich kenne niemand, und eingelegnet bin ich auch noch nicht. Wenn ich nun bloß in die Kirche ginge, um zuzusehen! Darf ich? Es fragt doch kein Mensch nach mir.“

„Was sollen die Leute denken, Herzchen“, sagte die Rätin, ihr die Wange streichelnd, „und Harada —“

„Ach, Mutterchen!“ flüsterte sie, den Kopf an Frau Müllbrichs Schulter drückend.

In diesem Ah lag so viel unbewußtes Verständnis und wieder so viel argloses Nichtbegreifen, daß die Rätin vom Sessel aufstehen mußte, um ihr Herz nicht überquellen zu lassen.

Mit stark verminderter Neugier sah Vista die Reihen schrankartiger Koffer im Flur sich anhäufen, die kostbar gestickte Wäscheausstattung, zum Einpacken bereit, auf den Tisch liegen, die Kleiderausrüstungen für Land- und Seereisen in Hitze und Kälte, wundervolle Mäntel, Hüte aller Arten, ganze Stöße von Handschuhen.

„Ich bitte dich, Harada“, sagte die Rätin etliche Tage vor der Hochzeit, als sie kopfschüttelnd zwischen all diesen Herrlichkeiten hinschritt, „was für eine Zeit ladest du dir und

beinem Manne auf! Wie willst du in deinem jungen Glück diesen Ballast beuhen und packen? Du findest dich zuletzt selbst nicht mehr heraus."

"Sehr richtig, Mama", sagte Harba mit ruhiger Entschiedenheit, die über landläufige Ratsschläge längst erhaben war. "Deshalb mußte ich eben die Kammerjungfer mieten."

"Eine Kammerjungfer?" rief die Rätin, stehenbleibend. "Kind, du ahnst ja nicht, was du dir damit ausbirstest."

"Nello bürdet sich daselbe auf mit seinem Diener — nach deiner Auffassung."

Die Rätin wollte etwas erwidern, sie schloß aber die Lippen und ging einige Male dem Anschein nach prüfend die Kleiderreihen entlang. Endlich ertrug sie es nicht länger.

"Ich muß es dir sagen, auch wenn du es nicht gern hörst: diese Ausstattung und diese Kammerjungferbegleitung gehen über deine Vermögensverhältnisse hinaus. Du weißt bis jetzt nur, was Geld in der Welt bedeutet, aber von seinem eigentlichen Wert, seiner Kaufkraft, weißt du nichts. Eine solche Dienerschaft auf der Reise ist Verschwendung. Du kannst Besseres haben von dem, was sie kostet. Bequäme dich mit wenigem, und sei glücklich mit deinem Mann allein."

"Du kannst dich darauf verlassen, Mama", sagte Harba gegen ihre sonstige Art häßlich. "dass Nello und ich gründlich erwogen haben, was wir beschließen. Ich kann mich unmöglich in seinen Augen so hinstellen, als wäre mir das Leben seiner Kreise gänzlich fremd. Man muß vernünftigerweise die Folgen ziehen, wenn man einen ungewöhnlichen Schritt getan hat wie ich, und niemals würde ich Nello Gelegenheit geben, sich über einen Mangel an Rücksicht meinerseits zu beklagen."

"Du hast recht", sagte die Rätin leise. "Es ist nicht mein Geld, womit ihr zu wirtschaften habt. Aber das eine kannst du als sicher annehmen: auch das größte Vermögen ist zu erschöpfen."

"Du vergißt ganz, Mama", lächelte Harba gezwungen, "dass Nello kein Einkommen für sich hat und von meinem Vermögen persönlich nichts beansprucht. Infolgedessen würde es für mehr als eine Kammerjungfer hinreichen. Nun das Leben so schön und weit vor mir liegt, will ich um den Preis, es zu genießen, nicht markten."

Die Rätin schwieg. Sie fühlte nur zu deutlich die Sehnsucht ihres Kindes, sich, unabhängig von Mutterliebe und Mutterorge, von diesem Hause loszureißen, von diesem Heim und denen, die darin weilten.

(Fortsetzung folgt.)

Mullers Ausfahrt vor dreißig Jahren

Es war ein Sonntag im Erntemond . . .

Von R. J. Arenig

Ein lauchender Sonntagmorgen liegt über dem reisenden Land. Nun öffnen sich die Tore der Garage und die Herzen der harrenden Gäste, die zu fröhlicher Reise geladen sind. In ihre Freubesimmung legt sich kein Teilnehmen am mühseligen Auktat. Schimpf, Unglimpf über des Motors Lude, — der Anfang ist schwer. Der Chauffeur kurbelt am laufenden Band und schwißt rinnenden Schweiß. Und draußen lockt der Tag. Bis endlich der Motor, lieblich und umschmeichelt, sich donnernd in Bewegung setzt. Langsam rollt der Wagen aus der Halle. Schleier werden umgebunden, Riesenbrillen umgeschmalt, gewichtige Eßtörbe verhaut — man ist gerüstet.

Ein Hund umläßt wütend das Behikel, die Nachbarn stehen unter der Tür und winken, etwas pikiert, mit süßsaurer Miene. Es ist ein Sonntag voll Sonne . . .

Im lärmenden Tempo von vierzig Kilometern entschwinden die Häuser der Stadt. Bejähelt weiß der Führer nach dem Tachometer, aber der Gast, der ihm zunächst sitzt, feuert bellommen: O Himmel, schon über 20 Kilometer!

Durch die Wälder, durch die Auen geht die eilige Fahrt. Unerhörten Stolz erzeugt der Staub. Von nah winkt ein Kirchturm, daneben mag ein Wirtshaus zu labender Einfahrt laden. Man denkt an die Eßtörbe, da naht das Schild: sal — der Motor steht still. Dahin ihr lodenden Träume von köstlicher Einfahrt. — Erste Mienen starren in die geöffnete Motorhaube — der Chauffeur kurbelt wie befehlen, einer greift nach der Zündkerze — au, die Zündung ist es nicht. Der Motor springt an, stockend zwar, dann steht er wieder still. Unter dem Wagen sammelt sich eine grauschwarze Flüssigkeit — o weh, wir haben das Öl verloren. Es wird gelost, und den es trifft, der muß in die Ortschaft, um Salatöl zu ergattern. Und Sonntag ist's, dazu Kirchgangszeit. Die Läden sind geschlossen, die Sonne brüht unbarmherzig, drüben lockt der kühlende Wald, aber man wagt nicht, das Behikel allein zu lassen, es hat gar viele Feinde.

Nach zwei Stunden schon kommt das Salatöl an, wird eingegossen, und das Kurbein beginnt von neuem. Da bekommt der Motor Einsicht und springt an. Alles Feld ist vergessen, man hält dem nahen Wald zu, um Plank zu machen. Das Dorf scheint zu weit, denn man fürchtet neue Pannen und schadenfrohe Gesichter.

Da gibt's einen Knall, alles schaut verdutzt, der Chauffeur feuert voll Behmut: ein Reifen geplatzt. Es gab noch kein "bereiftes Reserverad". Malesig, es war eine Sklavenarbeit, bis endlich der neue Reifen aufgelegt und mit schlecht dichter Pumpe und ausgehender Puste aufgefüllt war. Und schließlich nimmt des Waldes Dunkel alle gnädig auf. Herrlich schmeden nach großem Erleben die zahllosen Stellen, zu großer Fahrt nach Sizilien würden sie in unseren Tagen reichen, und man war doch erst drei Stunden unterwegs. Im reichen Schmaus ersticken die fälligen Lobgesänge, alles schwelgt in vergessendem Frohsinn.

Da bricht ein neues Verhängnis herein. Das Behikel steht am Straßentrand und träumt im Schatten hoher Nichtenstämme. Eine Landkutsche kriecht über die staubige Straße mit einem altersschwachen Pferd davor. Als das brave Tier des ungewöhnlichen Gefährts anständig wird, erwachen die alten Lebensgeister in ihm; ein Wiehern, ein Aufbäumen, ein Krachen — die Deichsel ist ab. Der Kutscher flucht wild gestikulierend, das Pferdchen schnaubt. Einer der Ausier meint mit gelöster Zunge, mitsühelnd und rückschauend zugleich, es wäre ein Wind des Himmels, vielleicht könnte man den Gaul noch brauchen. Ernst und wissend

bedeutet man ihm, daß der Motor zehn Pferdekraft, also immer noch neun mehr hätte. Mit einem tröstlichen Trinkgeld, aber mit geknietem Solz und ebensolcher, wenn auch zusammengeknüpfter Deichsel zieht der Fuhrmann von dannen.

Der Ausbruch kommt und mit ihm die letzte Etappe der großen Tour. Nach etlichen knallenden Fehlzündungen und argem Gelmatter zieht der Motor — wahrhaftig — an. Allmählich rollt der Wagen flatter über die Straße dahin. Das stampfende Lied des Motors stimmt froher, man will den scheidenden Tag genießen und fährt sorglos querfeldein, durch die Wälder, durch die Auen. Und hat am Ende großes Glück, als drei Radfahrer, die kleine Konkurrenz, von weitem winkend andeuten, nach rechts einzubiegen, denn der Weg hätte sich im Nichts verloren, in einem Kartoffelfeld. An unfreiwilligen Abenteuern hatte man keinen Bedarf mehr.

Der Motor läuft, er läuft den Lauf seines Lebens. Jemand zitiert verhalten frei nach Schiller: Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen. Die Hupe bellt mit einer Hundemeute um die Wette, man fährt in der Mitte der Straße und kimmert sich nicht um links noch rechts, man kennt noch keine Verkehrs Vorschriften.

Es war eine triumphale Heimkehr, deren Hochgefühl auch nicht durch die heimliche Gewißheit gestört wird, von einem Fußgänger für die gleiche Strecke um immerhin zwei Stunden geschlagen zu werden.

Ueber dem Haussturz hängt ein bekränztes „Herzlich Willkommen“, und im Speiseaal winkt das Abendrot.

Der Nachtwächter Friedrich Bod

Von Bürgermeister i. R. Feldweg

Nur die Betagten der hiesigen Einwohner und vornehmlich diejenigen der oberen Stadt werden sich noch der Nachtwächterlieder des wackeren Schreinermeisters und Nachtwächters Friedrich Bod entsinnen. Fast wären seine Lieder für immer in den Strom der Bergessenheit versunken, wenn nicht Professor Josef Wichner in Krems durch Zufall auf ihn aufmerksam geworden wäre und ihm in seinem Buch „Stundentuse und Lieder der deutschen Nachtwächter“ einen Platz und zwar an bevorzugter Stelle eingeräumt hätte. Es geizt sich, daß unseres letzten Nachtwächters auch in seiner Heimatpresse gedacht wird, und daß er nicht bloß in einem in Bayern schon vor bald vierzig Jahren erschienenen Buch gefeiert wird.

Bod erblickte am 25. März 1822 das Licht der Welt und beendete am 1. Januar 1897 sein Erdenwallen. Sein biederes Wesen und sein lauterer Charakter, nicht zuletzt aber seine geistige Veranlagung zeichneten ihn vor vielen seiner Mitbürger aus. Mit Gütern des Glücks scheint er nicht gerade begünstigt gewesen zu sein, sonst hätte er nicht im Alter von 61 Jahren noch den Dienst eines Nachtwächters übernommen, der ihm nur eine Jahreseinnahme von 80 Mark brachte. Aber gerade durch den Nachtwächterdienst ist uns Bod nähergebracht worden, und es wurde uns hierdurch ermöglicht, einen Blick in sein Seelenleben werfen zu können. Auffallend ist, daß Bod die Schwingen seines Geistes in unmittelbarem Verkehr mit anderen nicht entfalte, dagegen war es ihm gegeben, seinen Mitmenschen bei der Ausübung seines Nachtwächterdienstes von seinem inneren Erleben vieles zu geben. Er sah in seinem Dienst die Pflicht, die Stadt und ihre Bürger bei Nacht zu betreuen, nicht als die erste oder einzige Obliegenheit, vielmehr fand er seine innere Befriedigung darin, daß er versuchte, die Einwohnerschaft durch seine Nachtwächterlieder zu erquicken. Bod selbst schreibt in seinem Briefwechsel mit Professor Wichner unter anderem, daß ihm sein Nachtwächterdienst Aerger und Spott und schlechten Gehalt eintrage, der zum Leben zu wenig und zum Sterben zuviel sei. Die Ruhe, die ihm zum Trost gereichen, habe er zum Teil aus dem Gesangbuch und anderen Büchern entnommen, zum Teil sammeln sie aber, und vermutlich nicht wenige, von ihm. In einem anderen Brief klagt er wieder, daß sein Gehalt nur 22 Pfennig für die Nacht betrage, die beste Belohnung sei aber die, daß er seine Lieder in die Nacht hinausrufen könne, gehört werde er fast überall, und wenn er nur eine Seele erretten könne, so sei er zufrieden. Von den Liedern selbst sagt Wichner in seinem Buch: „Ich dachte wohl, die Lieder von Bod, die mich selbst tief ergriffen haben, dürften genügen, um die Teilnahme der Leser für den letzten Nachtwächter von Altensiege wachzurufen.“

Bods Warten sollte uns durch sein Streben, seinen Mitmenschen ein Mahner zu sein und dieselben auf die richtige Bahn zu lenken, ein Vorbild sein; auch zeigt er uns, wie er selbst sagt, daß auch ein Unbemittelter das wahre Glück erreichen kann, wenn er sich in zufriedener Sinne mit Leib und Seele seinem Schöpfer überläßt.

Ohne allzugroße Anstrengung kann man aus dem Liederbuch unseres Mitbürgers, dessen eigene geistige Erzeugnisse ob ihrer teilweisen Formlosigkeit herauslesen. Die letztere ist nicht etwa ein Mangel, sie prägt vielmehr den Liedern den Stempel der Volkstümlichkeit auf und macht sie, und namentlich uns Altensiege, zu einem wertvollen Gut.

Die Nachtwächterlieder, die wir unserm letzten Nachtwächter verdanken, will ich nachstehend wiedergeben:

Das ganze Jahr hindurch um 8 Uhr:

Nur acht Seelen waren dort,
Die da glaubten Gottes Wort.
Noch, wurde nur selbacht
In der Kirche durchgebracht.

Um 9 Uhr:

Kein undankbar blieben sind,
Fleuch den Undank Menschenkind!

Um 10 Uhr:

10 Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht,
Geh' zu Ruh', geh' zu Ruh',
Schleicht die müden Augen zu!
Stiller wird es auf den Straßen,
Und den Wächter hört man blasen,
Und die Nacht ruft allen zu:
Geh' zu Ruh'!

Um 11 Uhr:

Um 11 Uhr sprach der Herr das Wort:
Geh' ihr auch in den Weinberg fort?
Wie wohl ruht, wer sich müd geschafft,
Wen Ruh' und Kummer trafen;
Wie fühlt der Kranke neue Kraft
Auf einen sanften Schlaf!
Gott der da Gnad und Weisheit hat,
Hat alles wohl gemacht,
Er gibt den Tag zu Müß und Last
Und dann zur Ruh' die Nacht.
Feuer und Licht nehmt wohl in Acht
Gott bewahr uns diese Nacht!

Um 12 Uhr:

12 Tore hat die goldne Stadt,
Wie oft den Eingang hat!
Zehnd geh' ich ab der Nacht
Gott geb' uns allen eine gute Nacht!

Zum Wochenschlaf:

Wieder eine Woche weiter
Näher hin zur Ewigkeit . . .
Ach, wie eilt der Strom der Zeit!
Die Woche ist zu Ende,
Nicht aber Gottes Treu',
Denn wo ich mich hinwende,
Da ist sie immer neu!

Um 1 Uhr:

Hörst was ich euch jetzt sag':
Ein Uhr ist der Stunden Schlag!
Nimm der Stunde wohl in Acht,
Wirtle Gutes, denn die Nacht,
Da man nicht mehr wirken kann,
Kommt und rückt oft schnell heran!
Eins ist not, ach, säume nicht,
Suche Jesum und sein Licht,
Eins ist not, Herr Jesu Christ,
Laß dich finden, wo du bist!
Ein Gott und ein Ritter ist,
Welcher heißt, Jesu Christ,
Wie ruft er uns so freundlich zu:
Nur eins ist not, was säumst du?
Nur eine Sonne scheint der Welt
Und gibt allen Jonen Lenz,
Ein Stern ist's, der die Nacht erhell't,
Und eine Hand webt alle Kränze.
Nur eine Liebe stillt das Herz,
Nur eine Tür steht immer offen,
Ein Arzt nur heilet jeden Schmerz
Und täuschet nie mit leerem Hoffen.
Eines wünsch ich mir allem andern,
Eine Speise früh und spät,
Selig läßt's im Tränental sich wandern
Wenn dies eine mit uns geht:
Unverruht auf einen Mann zu schauen,
Der mit blut'gem Schwelz und Todesgrauen
Auf sein Anlich niederfart
Und den Kelch des Vaters trant.
Wenn das Tagwerk ist getan,
Steigt Jesus hill bergan:
Hat gewirkt vom frühen Morgen,
Sich verzehrt in Hirtenorgen,
Schläft er nun in stiller Nacht?
Nein, er betet noch und wacht.
Nacht wo noch im Kämmerlein
Einjam eins beim Lampenschein,
Schreudt wo noch den süßen Schlummer
Von vermeinten Aug' der Kummer,
Schlaf o Herz, ein Hirt hat acht,
Jesum betet, Jesum wach!
Tief im Schlummer ausgestreckt
Liegt die Welt, mit Nacht bedeckt,
Und verträumt in stiller Kammer
Ihrer Tage Luft und Jammer.
Schlaf, o Welt in finst'rer Nacht!
Jesum betet, Jesum wach!
Eins allein ist Gott der Herr,
Ihm gebühret Preis und Ehr!

Um 2 Uhr:

Hörst was ich euch jetzt sag':
Zwei Uhr ist der Stunden Schlag!
Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Herr den rechten führe mich!
Zwei Wege geh'n zur Ewigkeit,
Der ein' ist schmal, der andre breit;
Willst du erretten deine Seel',
O Christ, den schmalen Pfad erwähl!
Sei die Nacht auch noch so dunkel,
Oben wacht der Liebesstern,
Prangend stets im Richtgefankel,
Ewig nah und ewig fern.
Schlummert süß, schlummert süß,
Träumt euch euer Paradies!
Wem das Schicksal raubt den Frieden,
Sei ein schöner Traum beschieden,
Als ob Liebe ihn begrüß',
Schlummert süß!

Alles Dunkel dieses Lebens
Glänzt vor Gott wie Sonnenlicht;
Wir durchforschens oft vergebens,
Setzen Blick beschränkt es nicht.

Er kennt das Große, das Kleine, das Ferne,
Die Tränen der Armen, die Scharen der Sterne,
Mit mächtiger Liebe verfolgt er den Plan,
Den seine unendliche Weisheit erfann.

Auch in stiller Nächtle Stunden,
Hat sich manch ein Herz gefunden,
Das, im Tagewühl ein Tor,
Vater, sich von dir verlor.

Denket doch, ihr Menschenkinder
Auch an euren Todestag,
Denket doch, ihr frechen Sünder,
An den letzten Stunden Schlag!

Heute sind wir jung und stark,
Morgen füllen wir den Sarg,
Und die Ehre, die wir haben,
Wird zugleich mit uns begraben.

Selig, wer sein Haus bestellt,
Gott kommt oft unangemeldet,
Und des Menschen Sohn erscheint
Zu der Tat, da man's nicht meinet.



Um 6 Uhr:
Dreimal heilig, heilig heißt
Gott der Vater, Sohn und Geist.
Drei Personen sollen wir
In der Gottheit ehren hier.
Wenn bei Sturm und Ungewittern
Ringsum Berg und Tal erzittern,
Nach ich munter meine Rund'
Und ruf auch zu dieser Stund':
Wohl um die Dreie!
Vater dich; den Gütevollen,
Preisst auch in der Nacht mein Geist,
Vater der die Sterne rollen
Und den Mond uns leuchten heißt,
Vater dem von tausend Jungen
Tag und Nacht wird Lob gesungen,
Vater der bei Tag beglückt,
Leidende bei Nacht erquickt!
Der Himmel hängt voll Wolken schweben,
Ich sah das blaue Welt nicht mehr;
Doch über Wolken hell und klar,
Nehm' ich ein freundlich Auge wahr.
Aus der Nacht verborgnem Schoß
Nacht der böse Feind sich los,
Schleicht mit leisen Mörderstritten
Um der Menschenkinder Hütten . . .
Böser Feind, hast keine Nacht:
Jesus betet, Jesus wacht!
Drei Stufen hat die Lebenszeit,
O Mensch, bedenk's und nüt' sie heut':
Langsam kommt die Zukunft angezogen,
Pfeilschnell ist die Gegenwart vorbei,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Im Winter:
Diese kalte Winterluft
Kräftig in die Herzen ruft:
Seht wo ist der Sommer hin . . .
Nur der Herr erwecket ihn.
Reiß wie Asche nah' und fern
Streuet aus die Hand des Herrn;
Wer kann bleiben vor dem Frost,
Wenn es weht von Nord und Ost?
Gleich wie Wolke fällt der Schnee
Und bedeckt Tal und Höh';
Wehet aber Gottes Wind,
So zerfliehet er geschwind.
O Beherrscher der Natur,
Allem zeigst du seine Spur:
Frühling, Sommer, Herbst und Eis
Rah'n und flieh'n auf dein Geheiß.
Friert da draußen alles ein,
Flücht ich mich ins Kämmerlein,
Schließ' die Lüre nach mir zu,
Such im warmen Bette Ruh'.

Um 4 Uhr:
Hört was ich euch jetzt sag':
Hier Uhr ist der Stundenschlag!
Wierfach ist das Ackerfeld,
Mensch wie ist dein Herz bestellt?
Jesu heller Morgenstern
Sei auch jetzt von uns nicht fern,
Aus dem Sündenschlaf uns wecke
Und mit deiner Gnad' bedecke.
O Mensch, ermuntere deinen Sinn,
Wie lange willst du schlafen?
Auf, auf, die Stunden geh'n dahin,
Vor ihm besteht der Sünder nicht,
Und geht er mit dir ins Gericht,
Wo willst du Rettung finden?
Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschaffnen Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit,
Deine Strahlen zu Gesichte
Und vertreib durch deine Nacht
Un're Nacht!
Auf ermuntert eu're Sinnen,
Denn die Nacht zieht bald von hinnen;
Der Tag vertreibt die finst're Nacht,
Ihr lieben Christen, seid munter und wacht!

Morgenrot erscheint nur,
Wo die Sonne nahen kommen;
Halt du deiner Sonne Spur
Nicht, o Seele, wahrgenommen?
Deiner Sonne Freudenlicht
Glänzt in Christi Angesicht.
Seh' ich das heit're Morgenlicht,
Wie freu ich mich der edlen Pflicht,
Dem Herrn auch Lob zu singen!
Und schließt mein Auge sich zur Ruh'
Nach mühevolem Tage zu,
Mein Opfer dir zu bringen,
Mein erstes Wort sei Preis und Dank,
Mein letztes Wort dein Lobgesang!
Preisst ihn, der den lichten Morgen
Sendet nach der dunklen Nacht,
Der voll Liebe für uns wacht
Wenn wir frei von Erdenjorgen
Friedlich schlummern, preist den Herrn,
Frommen Dank vernimmt er gern!
Lasset euren ersten Blick
Sich nach Zion's Höhen wenden,
Sehet auf die Nacht zurück,
Die Gott hat so glücklich endet!
Ich ein solcher Gott verdient,
Dah sein Lob beständig grünt!
Seele du mußt munter werden
Denn der Erden
Bricht hervor ein neuer Tag,
Komm', dem Schöpfer dieser Straßen
Zu bezahlen
Was dein schwacher Dank vermag!

Um Sonntag Morgen:
Auf, ermuntert euch, ihr Brüder,
Feiert heut den Sonntag wieder,
Preisst und lobet Gott den Herrn
Wie der helle Morgenstern!
Rubet nun ihr Weltgeschäfte,
Heute gilt's ein anderes Tun;
Denn ich brauche meine Kräfte,
In dem großen Gott zu ruh'n.
Heut' schickt keine Arbeit sich,
Als nur Gottes Wort für mich.

Gotlob: der Sonntag kommt herbei,
Die Woche wird nun wieder neu,
Heut, hat mein Gott das Licht gemacht
Und Jesus uns das Heil gebracht,
Dem Herrn, der uns den Sonntag gemacht!
Den Tag hat Gott zur Ruh' und Rast
Und seinen Dienst geweiht
Und ihn von aller Arbeitslast
Aus großer Gnad' befreit;
Da soll von allem seinem Tun
Der Herr und das Gesinde ruh'n
Und sich in Gott erbau'n.

O, wie freudig ist der Morgen,
Wenn die Sonne sich erhebt
Und die Seele, frei von Sorgen,
Zu dem Gott der Liebe schwebt!
O dann wach' ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf,
Träume sind des Pilgers Sorgen
Großer Tag an deinem Morgen.

Am Weihnachten:
Komm Himmelsfürst, komm Wunderheld
Du Jakobsohne, du Licht der Welt,
Läß abwärts kommen deinen Schein
Der du willst Mensch geboren sein!

Stille Nacht, heilige Nacht:
Wunderbar, hell und klar
Bringen himmlische Boten im Feld
Froh die Kunde der schlummernden Welt:
Jesus der Heiland ist da,
Ja, Jesus der Heiland ist da!
Werde Licht, du Volk der Heiden,
Werde Licht, Jerusalem,
Dir geht auf ein Glanz der Freuden
Vom geringen Bethlehem;
Er das Licht und Heil der Welt,
Christus hat sich eingestellt!

Am Jahreschlusse:
Ach wie eilt die Zeit
Hin zur Ewigkeit!
Tage kaum erst angebrochen
Werden's eh' man denkt, zu Wochen;
Wohl dem der mit Fleiß
Sie zu nützen weiß!
Die Jahre flieh'n im Sturmgebraus,
Bald ist auch das zu Ende;
Mit Gott hinein, mit Gott hinaus,
In seine Vaterhände.

Passion:
Nun ist alles wohl gemacht,
Weil Jesus ruft: „Es ist vollbracht!“
Er neigt sein Haupt, o Mensch, und stirbt
Und dir erwidert
Das Leben, welches nie verdirbt.
Sein Kampf ist nun geendet,
Erzungen ist die Kron,
Er hat mit Ruhm vollendet
Der eingeborne Sohn.

Zur Grabesruh'
Entschleusst du,
Der da für uns gestorben
Und am Kreuz
Uns ew'ge Ruh'
Durch deinen Tod erworben.
Amen! Jesu Grabesfriede
Wird auch unser Grab durchwehen,
Und wir von der Wallfahrt milde
Ruh'n um froher aufzustehen.

Am Ostern:
Willkommen, Heil im Strotte,
Aus deiner Grabes Gruft!
Wir triumphieren heute
Um deine leere Gruft!
Ich sag' es jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist!

Die große Liebe

Skizze von D. Werner

Als Boy hat er angefangen, als Laufjunge. Jetzt ist er die rechte Hand des ersten Portiers. Das bedeutet keine Kleinigkeit. Er dient zwar nicht dem Hotel Adlon und nicht dem Eplanade, aber einem der ersten und größten. — 24 Betten. Was da ein- und ausgeht, ist Aristokratie, des Blutes oder des Geldes, vom Inland und aus dem Ausland, Damen und Herren. Und mit ihnen umzugehen, braucht man beste Formen, viel Sicherheit, Geduld und manchmal auch Selbstüberwindung. Mein Freund hat mit oft davon erzählt. Man könnte ihn bewundern. Französisch und Englisch hat er sich selber beigebracht, in langen, schlafleeren Nächten. Und er ist noch jung, siebenundzwanzig Jahre alt.

Einmal habe ich ihn gefragt, ob es denn nicht auf die Dauer doch schwer würde, so sauer sein Geld zu verdienen, wenn man dabei das Leben der anderen, der Mühseligen, der Glänzenden, der Unbeschwerteren, ewig vor Augen habe. Da ist Hermann mit der Hand durch die leere Luft gefahren, wegwerfend und ein wenig mitleidig, und hat den Kopf geschüttelt. Wenn man das Leben der anderen, sagte er, nur ein paar Tage oder Wochen vor sich sehe, dann könne einen das vielleicht einmal hart angehen. Wenn man es aber länger mitmache, Monat um Monat, Jahr um Jahr, und Augen und Ohren dabei offen halte, so käme man schon dahinter, daß es mit der großen Ungerechtigkeit auf dieser Welt doch nicht so arg viel auf sich habe. Während er das sagte, blickte Hermann sinnend und nachdenklich ins Angefährte. „Unsere Gastzimmer“, fuhr er fort, „haben Doppelfenster, Doppeltüren und dicke Wände. Und doch geht schon mal ein Schrei dadurch oder auch ein Seufzer durch die ver-sehentlich offene Tür. Ein paarmal hat es auch geknallt bei uns. Aber das sind nur Kräuherlichkeiten. Was tiefer sitzt, kann man weder sehen noch hören, aber man fühlt es.“ Und Hermann fuhr wieder mit der Hand durch die Luft. Er ist, glaube ich, ein Philosoph.

Das bewahrt ihn auch vor anderm. Denn es gehen auch junge Damen dort ein und aus, prangend in Glanz und Gloria, und manche gewiß von himmlischer Schönheit.

Wäre es ein Wunder, wenn es nach und nach Hermann, meinen Freund, der jung ist und stailich dazu, ein wenig auftrieb, wenn es sein Herz einmal trübe und es verzehrte wie die Herzen der KönigsKinder. Denn tiefer als der Fluß ist die Kluft zwischen ihm und den andern, größer die Un-erreichbarkeit. Aber es sieht Hermann nicht an. Er kennt die Ordnung der Welt und weiß, sich zu bescheiden. Und er weiß: Fassade, das ist nicht Kern.

Indessen gehört es auch zur Ordnung der Welt, daß Hermann, der junge Mann, nicht aus Stein ist. Und das hat nicht selten Dinge im Gefolge, gegen die alle Philosophie umsonst ist und auch alle Selbstbescheidung. Mit nichts anderm hing es zusammen, daß er plötzlich ein anderer geworden war, traurig und niedergeschlagen, mit einem Hang zum Trübfinn und zum Sinnieren. Obwohl nichts aus ihm herauszubringen war, achte ich, daß es bei ihm eingeschlagen hatte. Bis aus der Ahnung Gewißheit wurde und ich auf seiner Stube ein Bildchen fand: eine junge Dame, schlank, mit lieblichem Gesicht. Sie war im Gehen fotografiert, offenbar ohne ihr Wissen. Als ich näher zusah, erkannte ich die Hoteldele als Hintergrund. Ich ließ mir nichts anmerken und schwieg. Was hätte ich auch sagen sollen? Hermann mußte es mit sich selber ausmachen, mußte es aus eigener Kraft überwinden. Wenn das Mädchlein einmal weg war, würde die Wunde schon heilen. Gute Ratsschläge und Beileidsbefundungen können da wie Gift wirken.

Zimmerhin war Hermanns Zustand bedauerndwert und wurde es mehr von Tag zu Tag. Warum fuhr sie auch nicht ab? Ich selbst war jung genug, um mir vorstellen zu können, wie es ist, wenn die Geliebte Tag für Tag nur ein paar Handbreit entfernt an einem vorbeigeht und doch unerreichbar bleibt. Und nichts darf man ihr sagen als sachliche Auskünfte, keine Haltung zu ihr haben als die dienstlich korrekte.

In einer schwachen Stunde, beim vierten Glas Bier, erzählte er. Wie wäre ihm so viel Anmut und Lieblichkeit begegnet, nie auch soviel Natürlichkeit und Leutlichkeit, nie solche Augen, die Güte des Herzens und Größe der Seele zugleich spiegelten. Er wisse nicht, was er anfangen solle, es wäre kaum auszuhalten. Und er trank sein Glas Bier in einem Zuge leer.

Gerta Schöned hieß sie, stöhnte er noch, und sei oft in Begleitung des Barons von Herrlich. Man kam noch nicht recht dahinter, aber man könne es sich wohl denken: verlobt oder so. Hermann bestellte ein neues Bier, das süßste. Mitleidig sah ich ihn an. Was anderes hätte ich tun sollen?

Und das ging so weiter, Tag um Tag, Woche um Woche. Wir hätten sie wohnen bleiben wollen, die beiden. Hermann wurde mager und abgepannt. Es mußte bald zu Ende sein. Hatte er es verdient, daß er sich auf seinem schwierigen und gefährlichen Posten so verstrickte, er, der Philosoph, der gegen alle Widrigkeiten des Lebens Gewappnete, der gegen alle Lockungen Gesette? Aber nie weiß man, was das Schicksal bei all seinen Kuriositäten im Schilde führt, was es noch, heimlich lächelnd, auf der Hinterhand hat. Auch hier wußte man es nicht; aber ich sollte es bald erfahren.

Kommt da eines Tages Hermann in meine Bude geklärt, fällt mir um den Hals, juchzelt daher und gebärdet sich alles in allem wie ein Irzer. Wie ein Irzer vor Freude. Natürlich wußte ich sogleich, womit es zusammenhing, aber ich war doch sprachlos. Und meine Verblüffung wurde noch größer, als ich nun hörte, was Hermann mit fliegendem Atem und recht zusammenhanglos erzählte.

Vor einer Stunde ungefähr war „sie“ die Treppe herunter gekommen, mit unsicheren Schritten, ein Taschentuch vor den Augen. Und als das Gesicht einen Augenblick frei wurde, sah Hermann, daß ihre Augen rot waren von Weinen. Das traf ihn wie ein Donner Schlag. Halb von Sinnen, eilte er aus seiner Pfortnerloge auf sie zu: „Gnädigste Fräulein, was fehlt Ihnen? Bitte, sagen Sie mir, was Ihnen fehlt!“ So sagte er und bildete sie stehend an. Ich kann mir den Hermann vorstellen, wie er dagestanden hat. Sie schaute darauf, ganz überumpelt, mit immer erstaun-teren Augen auf ihn, als erwache sie, und sagte dann nach einer Weile leise: „Sie sind ein guter Mensch.“ Und es wäre so schlimm nicht. Nur, der Herr Baron hätte ihr soeben den Dienst aufgekündigt, zum Ersten, weil der Herr Baron ins Ausland reise. Und sie stünde doch ganz allein in der Welt, ohne Vater und Mutter und ohne Geschwister. Dabei wären ihr wieder die Tränen gekommen. Und auf Hermanns schon freudbegitternde Frage: Nein, sie wäre nur die Sekretärin des Herrn Barons, vielmehr, sie wäre es gewesen.

Das ist nun schon einige Monate her, und ich erzähle jetzt die wundersame Geschichte in dem Augenblick, da die Verlobungsanzeige in der Zeitung steht. Es ist, wahrhaftig, ein prächtiges Paar.

Buntes Allerlei

Mit dem Kreuz auf dem Rücken von Bayern nach Jerusalem

Simbad (Bayern) passierte dieser Tage, wie die „Simbader Zeitung“ berichtet, ein wunderbarer Pilger: Mit einem Kreuz auf dem Rücken zog ein wohlthätiger Greis von Linz her in den Ort ein, dem Ende einer fast zweijährigen Pilgerfahrt entgegen, die ihn aus seiner bayerischen Heimat nach Rom und Jerusalem und nun wieder zurück führte. Er hatte die Pilgerfahrt unternommen mit einem Kreuz von 16,5 Kilogramm und den größten Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt. Es handelt sich um den 57jährigen kaufmännischen Vertreter Johann Müller aus der Gegend von Rosenheim. Von Altdorf aus machte er sich Anfang 1933 auf die Wanderschaft nach Rom, wo er am Kar-freitag eintraf und auf dem Petersplatz mit seinem Kreuz Aufsehen erregte. Nachdem er vom Papst in Audienz empfangen worden war, zog er weiter über Neapel nach Brindisi, um sich hier nach Jaffa einzuschiffen. Am 10. Oktober kam er nach Jerusalem. Der Rückweg führte ihn über Beirut, Konstantinopel und Wien. Das nächste Ziel des Kreuzträgers ist Altdorf, von wo aus er seine Pilgerfahrt angetreten hat.

Druck und Verlag: W. Kieker'sche Buchdruckerei in Altensteig.
Hauptverteilung: A. Paul. Anzeigenleitung: Gust. Wöhrlich.
Altensteig, D.-R. h. L. Nr. 2109

Zum Tag des Handwerks am 28. Oktober

Handwerk in Fragen und Antworten

Das Handwerk in der Wirtschaft

Ihr Handwerker macht jetzt so viel von Euch reden. Wieviel Handwerker gibt es eigentlich im Deutschen Reich? Mehr als man gewöhnlich denkt. Seit Jahrzehnten nimmt die Zahl der Handwerker zu. Es gibt rund 1 1/2 Millionen Handwerksbetriebe. In ihnen arbeiten etwa 4 Millionen Menschen. Mit Familienangehörigen gehören zum Handwerk mehr als 8 Millionen Volksgenossen. Das ist mindestens 1/3 des Volkes.

Damit steht ja wohl das Handwerk unter den Wirtschaftsprüfungsgremien ziemlich groß da?

Wir haben vergleichbare Zahlen aus der Zeit vor der großen Rationalisierung in der Industrie. 1925 waren beschäftigt in der Industrie 10 Millionen Menschen, in der Landwirtschaft auch 10, im Handwerk 3 1/2, im Warenhandel 2 1/2, im Verkehrsweien 1 1/2, Millionen Menschen. Im Schneiderhandwerk arbeiten mehr Menschen als im Kohlenbergbau, im Bäderhandwerk mehr als in der chemischen Industrie. Das Baugewerbe gehört größtenteils zum Handwerk, das Bekleidungs-gewerbe ganz überwiegend.

Sind das im Handwerk nunmehr alles Kleinbetriebe?

Durchaus nicht. Es gibt z. B. Straßenbau und Pfisterbetriebe mit 200 Mann. Doch das sind Ausnahmen. Die Hälfte der Handwerksbetriebe sind Kleinbetriebe, in denen der Meister ohne Gesellen arbeitet. Die übrigen sind meistens Kleinbetriebe mit 1 bis 3 Gesellen.

Wieviel Handwerksbetriebe gibt es eigentlich?

Sehr viele; sie sind schwer zu zählen. Wir haben jetzt ein amtliches Verzeichnis mit 72 Gruppen, in denen zusammen etwa 200 Berufe stehen. Es sind darunter eine Reihe ganz neuer Berufe, z. B. die Auto-Elektriker, die Segelflugzeugbauer, die Glas- und Gebäudereiniger. Findige Köpfe haben eben immer wieder neue Möglichkeiten für handwerkliche Arbeit gefunden.

Aber es gibt doch auch „herbende Handwerke“. Wie ist es z. B. mit den Köfern?

Ich war neulich bei einem Köfer. Der Mann dachte gar nicht ans Sterben, sondern machte Galvanisierbottiche für die Industrie und andere erstaunliche Dinge. Aber es gibt schon Handwerke, die selten geworden sind, so die Fellenhauer, Nagelschmiede, Drahtzieher, Köhler, Weichschmied, die alten Handwerke haben zum Teil sehr wertvolle, von Mund zu Mund weitergegebene technische und chemische Verfahren, die nur noch wenige Menschen kennen; die werden jetzt planmäßig in einer großen Vervielfältigung gesammelt.

Die Handwerkstradition in unserer Zeit

Warum machen die Handwerker eigentlich so gern historische Aufzüge in malerischen Trachten?

Weil das Handwerk allen Grund hat, auf seine Vergangenheit stolz zu sein. Vor tausend Jahren singen die Handwerker an, ein Stand zu werden. Und als vor fünf- oder sechshundert Jahren Kastertum und Reich verfielen, da waren die Städte und Städtebünde mit ihren wehrhaften Handwerkerzünften das Knochengeriüst des deutschen Volkes.

In der Kultur hat das alte Handwerk doch auch viel bedeutet?

Sehen Sie sich in unseren mittelalterlichen Städten die alten Bürgerhäuser und Dome an, und zwar von außen und von innen: dann wissen Sie, was Handwerkstradition ist. Damals war man noch nicht darauf verfallen, Kopfarbeit und Handarbeit zu trennen. Männer wie Albrecht Dürer, Tillmann Riemenschneider, Adam Krafft, Veit Stof sind aus dem ehrbaren Handwerk hervorgegangen. Und nun will also das Handwerk im zwanzigsten Jahrhundert ins Mittelalter zurück?

Das Handwerk denkt gar nicht daran. Die neue Pflichtorganisation des Handwerks z. B. ist etwas ganz anderes als das alte Zunftwesen. Aber was wir aufreißten und pflegen, das ist der gute alte Handwerksgeist, aus dem damals die großen Leistungen entstanden sind. Und dazu dienen uns auch die alten, feierlichen Handwerksgebäude, z. B. die „Lospredigung“ der Lehrlinge.

Stimmt es, daß die alte Handwerkstradition mit dem modernen Nationalismus Rehnlichkeit hat?

Ja, das stimmt. Und es ist auch gar nicht erstaunlich. Es gibt eben bestimmte überzeitliche Grundgesetze für ein gesundes Gemeinschaftsleben der Menschen, und die finden sich ebenso im alten Handwerk wie im modernen Nationalsozialismus. Haben Sie nicht in der Ausstellung „Deutsches Volk — Deutsche Arbeit“ die alten Urkunden gesehen über die Waffenpflege des Handwerkers und über die Reinhaltung des deutschen Blutes in den alten Zünften? Disziplin, Opfergeist, Kameradschaft, Achtung vor Brauch und Sitte, Achtung vor den Frauen, strenge Qualitätsarbeit nicht um des Geldes, sondern um der Sache willen, Betriebsgemeinschaft und Standesgemeinschaft von Meister, Lehrling und Geselle, Aufstieg und Nahrung für den tüchtigen Gesellen: das waren die Grundzüge, mit denen das alte Handwerk zur Blüte gekommen ist.

Der Wiederaufstieg des Handwerks

Da stehen also in der alten Handwerkstradition ganz moderne Grundzüge. Wie wollt Ihr aber den alten Handwerksgeist heute wieder verwirklichen?

Dafür hat die nationalsozialistische Gesetzgebung für die Betriebsführer die Pflichtorganisation mit ihren 20 000 Innungen und die Ehrengerichtbarkeit geschaffen; an der Spitze der Pflichtorganisation steht der Reichshandwerksmeister und der Reichsstand. Hinzu tritt die weltanschauliche Erziehungsbildung, die Pflege der Betriebsgemeinschaft und die zusätzliche Berufsschulung in der Deutschen Arbeitsfront. Dort sind nämlich die Meister (und sonstigen Betriebsführer), die Gesellen (und sonstigen Arbeitnehmer) und die Lehrlinge des Handwerks in der Reichsbetriebsgemeinschaft 18 organisiert, und zwar unter Führung des gleichen Kampfermeisters W. G. Schmidt, der in der anderen Organisation Reichshandwerksmeister ist.

Berachtet mir die Meister nicht und ehrt mir ihre Kunst!

Was deutsch und echt wühl' keiner mehr lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'.

Ehret eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Meister!

Richard Wagner. (Meisterfinger von Nürnberg.)

Und welchen materiellen Nutzen verspricht man sich von Pflichtorganisation, Ehrengerichtbarkeit, Erziehung und Schulung?

Sie meinen, von diesen Dingen kann niemand satt werden. Da irren Sie sich sehr. Warum haben denn die Handwerker seit Jahrzehnten um die Pflichtorganisation und ähnliche Dinge gekämpft? Weil sie wußten: das Handwerk bekommt auf diese Weise Aufträge und erhält zugleich die Möglichkeit, sie preiswert und dabei rentabel durchzuführen.

Wie hängt das zusammen?

Sehr einfach. Sie werden beispielsweise zehnmal von Handwerkern gut bedient, und beim ersten Mal haben Sie Kerger. Dann stellen Sie sich sicher hin und sagen: Die Handwerker taugen alle nichts. Das tun nicht Sie allein, das tut jeder; denn der Mensch ist nun einmal darin ungeheuer, daß er das Gute als selbstverständlich hinnimmt und unangenehme Erfahrungen falsch verallgemeinert. Es sind eben in der liberalen Zeit viele ins Handwerk hineingekommen, die darin nichts zu suchen haben, und die schädigen den Ruf des ganzen Standes. Wenn wir diese Leute nun auch unter die Kontrolle und Erziehung der Pflichtorganisation und der Ehrengerichtbarkeit bringen und wenn wir dann noch dahin kommen, daß nur geprüfte Meister sich selbständig machen können, dann steigt damit das Ansehen des

In allen Gauen Deutschlands findet am nächsten Sonntag der Tag des deutschen Handwerks statt. Die Bedeutung des Standes Handwerk — Meister, Gesellen und Lehrlinge — als ein wichtiges Glied der Volksgemeinschaft, wird bei dieser Veranstaltung durch Vertreter der Reichsregierung und der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei dem deutschen Volke vor Augen geführt. In vielen Bezirken werden die Innungen, die auf Grund der Verordnung der Reichsregierung vom 15. Juni ds. Js. zu bilden sind, erstmals zusammentreten. Alle Teile des Handwerks müssen die Erkenntnis in sich aufnehmen, daß es gilt, die neuen Organisationsgebilde mit lebendigem und zukunftstodtem Geist zu durchsehen, um so einen starken und tragenden Pfeiler des jungen Deutschland zu bilden, auf den sich der Führer und Kanzler des deutschen Volkes in jeder Stunde verlassen kann.

Möge das Handwerk gerade in der Zukunft davon durchdrungen sein, daß im Kampfe um die Erhaltung der Existenz in erster Linie notwendig ist, durch Kameradschaftlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit und Gemeinsinn ein Vorbild zu geben.

Die Eintracht der vereinten Kraft, Sie ist es, die das Werk erschafft.
Heil Hitler!

Die Handwerkstammer Reutlingen.

Der Vorsitzende:	Der Syndikus:
Bachner,	Eberhardt.
Landeshandwerksmeister.	

ganzen Standes, und mit dem Ansehen des Handwerks nehmen auch die Aufträge zu. Gleichzeitig wächst der Zudrang junger Leute zum Handwerk, und das Handwerk kann sich dann den besten Nachwuchs aussuchen. Schließlich wird überall ernst an der technischen und kaufmännischen Verbesserung der Handwerksbetriebe gearbeitet, damit auf diese Weise die durchschnittliche Tüchtigkeit der Handwerker immer mehr gehoben wird. Und diese Standeshebung läßt sich bei den 1 1/2 Millionen Handwerksbetrieben in einer strengen Pflichtorganisation mit Führergrundlag zehnmal besser durchsetzen, als es früher möglich war. So will das Handwerk sich durch immerfort steigende Leistungsfähigkeit und Dienstbereitschaft seinen Lebensraum sichern und erweitern.

Das leuchtet mir ein. Aufstieg durch Leistung, das ist auf die Dauer der richtige Weg für das Handwerk. Und was geschieht zunächst einmal, damit das Handwerk wieder aus der furchtbaren Not der Krisenjahre herauskommt?

Dafür ist schon sehr viel getan worden und wird weiter getan. Da sind zunächst die großen Arbeitsbeschaffungsmahnahmen der Reichsregierung, dann der Kampf gegen die Schwarzarbeit, die Verbesserung der öffentlichen Auftragsvergabe, die Kreditbeschaffung durch Garantieverbände, die Reform des Steuerwesens und zahlreiche andere Maßnahmen, die sich gar nicht so rasch beschreiben lassen. Und das Wichtigste: das Volk hat wieder Sinn bekommen für gediegene und dauerhafte schöne Handwerksarbeit.

Handwerk in Zahlen

Die zahlenmäßige Bedeutung des Handwerks im Rahmen der Volkswirtschaft

Handwerk und Befähigt!

Die Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat hat das Handwerk nicht zu beseitigen vermocht. Es hat sich der technischen Entwicklung, der wirtschaftlichen Gefährdung und der politischen Misshandlung in der vergangenen Zeit zum Trotz zu behaupten gewußt. Ja noch mehr, es hat vermocht, in den letzten vier Jahrzehnten mit der Zunahme der Bevölkerung und der Entfaltung des Wirtschaftslebens Schritt zu halten. Der Erneuerungswille des Nationalsozialismus

findet im Handwerk eine Wirtschaftsgruppe vor, die sich den Erfordernissen der Neuzeit mit steigendem Erfolg anzupassen weiß.

Stützpfeiler der Volkswirtschaft

Als Wirtschaftszweig zählt das Handwerk über 1,4 Millionen Betriebe; das sind drei Viertel aller gewerblichen Erzeugungstätigkeiten überhaupt. Mehr als die Hälfte davon sind Kleinbetriebe, während andererseits Betriebsgrößen bis zu 50 und mehr Gesellen nicht selten vorkommen. Die Zahl der in den Handwerksbetrieben tätigen Personen beträgt 3,5 bis 4 Millionen, oder rund ein Drittel der in der gewerblichen Gütererzeugung tätigen Menschen. Die hohe Zahl der Selbständigen macht das Handwerk zur Kerngruppe des gewerblichen Mittelstandes und gibt ihm eine einzigartige soziale Mittlerstellung.

An Gesellen wurden 1931 1,4 Millionen, an Arbeitern 0,3 Millionen, an Angestellten 125 000 und an mithelfenden Familienangehörigen 175 000 gezählt; hinzu kamen 650 000 Lehrlinge.

Aber dieser starke Einsatz von Menschenkraft bedeutet keineswegs Mangel an technischer Hilfe. Ueber 400 000 Handwerksbetriebe, das ist rund ein Drittel des Gesamtbestandes, verwendet bereits motorische Kraft; sie verfügen über eine motorische Kraftleistung von über 2 Millionen PS; in dieser Summe sind die zahlreich verwendeten Kraftfahrzeuge nicht berücksichtigt.

Der lebendige Kräftestrom der Volkswirtschaft berührt das Handwerk von allen Seiten, von einem abgeschlossenen Sonderleben ist keine Rede. Lebendige Uebergänge sind nach unten zur Hausindustrie und Heimarbeit ebenso wie nach oben zur Industrie vorhanden. Mit der Landwirtschaft ist das Handwerk durch rund 150 000 Nebenbetriebe, in denen der Meister zugleich Bauer ist, verknüpft. Weiterhin rund 100 000 Nebenbetriebe des Handwerks greifen in die anderen Wirtschaftszweige über. Die Brücke zum Handel bilden die 250—300 000 Ladengeschäfte des Handwerks, von denen die Mehrzahl auf das Lebensmittelhandwerk entfällt. Die Verwurzelung im Grund und Boden ist trotz Krieg, Währungszerfall und Wirtschaftsniedergang hart und fest; rund 40 v. H. aller selbständigen Betriebsinhaber haben eigenen ländlichen oder städtischen Grundbesitz.

Wer von einem zahlenmäßigen Niedergang des Handwerks im letzten halben Jahrhundert spricht, ist falsch unterrichtet. Schon die Zählung von 1895 hat 22 Handwerksbetriebe auf je 1000 Einwohner ausgewiesen; kürzlich wurde genau die gleiche Ziffer ermittelt. In der Zwischenzeit hat sich aber die Bevölkerung Deutschlands von 52 auf 67 Millionen erhöht, und das Handwerk hat mit ihr Schritt gehalten. Die Feststellung, daß gegenwärtig in Deutschland rund 8 Millionen Menschen (Beschäftigte und deren Familienangehörige) vom Handwerk leben, betrifft die Handwerkswirtschaft als Wirtschaftszweig. Jenseits ihrer Grenzen sind ferner 2 500 000 Handwerksgehilfen gezählt, die innerhalb der Industrie, der Landwirtschaft, des Verkehrs oder woanders ihren Beruf verrichten. Darüber hinaus weist die Tätigkeit von weiteren Millionen Facharbeitern, technischen Angestellten und Beamten auf das Handwerk als Ausbildungsstätte zurück.

Die Entwicklung eines Vierteljahrhunderts

Von Entwicklung im Sinne eines ungeführten Fortschreitens im Handwerk kann nur für die Zeit bis zum Kriege gesprochen werden. Ihr Kennzeichen ist die stetige Zunahme der Betriebe im Zuge der Bevölkerungsvermehrung und im Gleichschritt mit ihr.

Der Krieg hat die Werkstätten veröden lassen, viele wurden geschlossen. Die Mehrzahl der Meister und Gesellen stand im Felde und hat dort schwere Blutopfer gebracht. In der Heimat wurde dem Handwerk nur ein kleiner Teil des Auftragsjagens zugeleitet, der in Gestalt von Heereslieferungen an die Wirtschaft floß.

Nach Kriegsende haben Rohstoffschwierigkeiten und politische Gefährdung viel zu schaffen gemacht. Der Währungszerfall hat die wirtschaftlichen Grundlagen dann zum zweiten Mal zerstört und einerseits hemmend in das normale Wachstum des Berufsstandes eingegriffen. Es bildete sich immer deutlicher eine starke Ueberalterung der Betriebsinhaber heraus, die ihr Geschäft nicht wie früher in jüngere Hände legen konnten. Noch jetzt sind in manchen Handwerkszweigen Vierünftel der Betriebsinhaber über 60 Jahre. Nach der Wiederbefestigung der Währung hemmte die grundsätzliche Nichtbeachtung und Hintanziehung alles Handwerklichen durch großkapitalistisch und marxistisch abhängige Koalitionen die Gesundung des Handwerks. Dennoch hat das Handwerk standgehalten und seine Stellung mit Erfolg verteidigt.

Infolge Raummangel müssen wir uns verjagen auf die Verhältnisse des Handwerks einzugehen in der Zeit der Scheinblüte und der Krise.

Mit neuem Mut und starkem Glauben ist das Handwerk in die neue Zeit eingetreten. Es gilt nun im Handwerk, sich auf die großen Ueberlieferungen aus der Blütezeit der Zünfte zu besinnen und immer daran zu denken, daß die Förderung des Standes Handwerk sehr davon abhängig ist, daß der Wohlstand der Gesamtheit des deutschen Volkes gehoben wird. Soviel kann gesagt und aus den vielen Berichten des Handwerks selbst entnommen werden, daß im ganzen gesehen, die Grundlagen des Handwerks im Laufe dieses Jahres sich weiter gefestigt haben. Daran, daß eine weitere Kräftigung im Laufe der Jahre Einkehr halten wird, darf das Handwerk glauben, denn die Aufwärtsentwicklung der deutschen Wirtschaft wird unter der starken Hand Adolf Hitlers verhältnismäßig schneller eintreten, als Kleinmütige erwarten.

„Heilig ist Arbeit, heiliger denn Gebet, dreimal heilig die Hand, die Rad und Riemen dreht. Jeder Schraubstock ist Kanzel, jeder Amboss Altar, jeder Hammerhieb Predigt und Andacht göttlich wahr.“
Karl Bröger.